

Kleinere Beiträge = Mélanges

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse**

Band (Jahr): **23 (1929)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KLEINERE BEITRÄGE. — MÉLANGES.

Ein interessanter Missionsbrief aus dem 18. Jahrhundert.

Die Missionierung des Paraguaystaates durch die Jesuiten ist in der Geschichte bekannt. Weniger bekannt dürften jedoch die hervorragenden Leistungen einzelner Schweizerpatres, zumal eines P. Martin Schmid aus Baar sein, welche nach dem Vorbilde in Paraguay die Tschikitosmission gründeten und zu hoher Blüte brachten. Der Spanier Peramas, ein ausgezeichneter Kenner der Verhältnisse in Paraguay, schrieb die Lebensgeschichte P. Martins Schmid, der keine Mühe scheute, die wilden Tschikitos religiös und kulturell zu heben. P. Schmid veranlaßte die Indianer in geschlossenen Dörfern zu wohnen, baute ihnen herrliche Kirchen und Kathedralen, goß die ersten Glocken, führte die Orgel und andere Musikinstrumente, die er selber baute, in der Mission ein, lehrte die Eingeborenen die Kunst des Webens, der Malerei, der Bildschnitzerei, unterrichtete sie im Töpferhandwerk und in der Zinngießerei. Die nach wenigen Jahren so rasch aufblühenden Reduktionen der Tschikitos verdankten dem Auslandschweizer aus Baar ihre Wohlhabenheit und religiöse Hebung, dem sie eine kindliche Anhänglichkeit bewahrten, als der Greis nach mehr denn 40 Jahren harter Missionsarbeit aus seinem lieb gewonnenen Arbeitsfeld durch einen ungerechten Machtspruch der spanischen Regierung zugleich mit seinen Ordensgenossen verbannt, die Heimreise antrat, um in Luzern, wo er vor 50 Jahren die Studien gemacht hatte, seinen Lebensabend zuzubringen. Doch bereits im folgenden Jahre, 1772, starb P. Martin Schmid im Greisenalter von 78 Jahren. Die zahlreichen Briefe, welche der Missionär auf seiner Reise nach Südamerika und später von der Tschikitosmission aus schrieb, entrollen ein interessantes Bild damaliger Missionsarbeit eines Schweizers in der Neuen Welt. Wir lassen im folgenden einen dieser Missionsbriefe in der Übersetzung folgen. Der Brief, lateinisch geschrieben, befindet sich mit zirka dreißig weiteren brieflichen Nachrichten im Archiv von Familie Ständerat Schmid in Baar. Das Schreiben ist an einen Mitbruder im Orden, P. Joseph Schumacher S. J. in Luzern, gerichtet.

Hochwürdiger Pater !

Der Brief, den mir Ew. Hochwürden Ende des Jahres 1742 schrieben, habe ich endlich am 12. September 1744 empfangen. Also beinahe zwei Jahre war er auf der Reise. Wie sehr mich Eure Nachrichten freuten, ist schwer zu sagen. Mehrmals habe ich das Schreiben durchgelesen, umso mehr als die glücklichen Nachrichten gar so kurz gemeldet wurden. Meine

Anhänglichkeit an Ew. Hochwürden hätte einen längeren Brief geschrieben. Also nochmals meinen herzlichen Dank — soviel mein Herz fühlen und ich in Worten auszudrücken vermag für Euren Brief, wie für denjenigen meines leiblichen Bruders, des Kapuzinerpaters Franz.¹ Auf beide Nachrichten möchte ich bei dieser Gelegenheit antworten, in der Hoffnung, daß mein Brief auf der Reise nach Europa ebenso günstiges Schicksal habe wie der Eurige zu mir. Denn jenes Schiff, welches mir Euer Schreiben überbrachte, litt beinahe Schiffbruch. Wenige Tage später wurde uns berichtet, daß ein spanisches Schiff mit zahlreichen Auswanderern nach Amerika an der brasilianischen Küste gestrandet und daß viele auf dem Schiffe um's Leben gekommen sind. Unter den Opfern, welche das Meer gefordert, finden sich auch 24 unserer Missionäre; 19 davon waren für die Provinz Chile bestimmt und 5 für unsere Mission in Paraguay. Unter diesen Todesopfern waren fünf deutsche Patres, nämlich P. Justus Pitner, P. Pfeiffer, P. Bugene, P. Tirck und P. Raysler. Aber obwohl sie in den Fluten des Meeres gestorben, sind sie doch glücklicher zu nennen wie jene, die denselben entgangen sind. Diesen drohen die Stürme des Lebens, während jene im ewigen Frieden ruhen. Danken wir somit Gott, daß die Briefe Ew. Hochwürden diesem Schiffunglücke nicht anheimfielen — welch großer Trost wäre damit für mich verloren gegangen!

Mit welcher Freude habe ich die Nachrichten von so vielen lieben Menschen gelesen, sowohl solcher aus der Gesellschaft Jesu als auch anderweitiger Bekannter und Freunde. Lassen Sie alle in meinem Namen freundlich grüßen; sie sollen meiner im Gebete gedenken! Wie ich ferner gelesen habe, erlaubt es Eure Gesundheit, viel in unserer Heimat und für unsere Heimat zu arbeiten. Was mich mit Trauer erfüllt hat, ist die Todesnachricht der Mutter. Obwohl ich hoffe, daß ihre Seele bereits in den Himmel aufgenommen wurde, will ich nicht unterlassen, die arme Seele Gott zu empfehlen. Auch betrückte mich die Meldung, daß Deutschland, und vor allem Bayern, gegenwärtig durch einen bösen Krieg heimgesucht wird.² So ist menschliches Schicksal, das zu vielen Freuden immer auch einen Tropfen Trauer mischt. Auch die Nachricht vom bedauernswerten Tode Karls VII. ist bis in unser fernes Missionsgebiet gedrungen, und zwar mit merkwürdiger Schnelligkeit, sodaß wir bereits im zehnten Monat nach dem Ereignis davon Kenntnis hatten. Welcher Gutgesinnte würde nicht darüber trauern? Wer möchte nicht mit Deutschland mitfühlen, daß es den einzigen Kaiserthron, nicht nur seines Gebietes, sondern des Erdkreises verloren hat. Wer möchte nicht fürchten, daß der Tod des Kaisers neue Kriege im Gefolge haben könnte. Daß diese Befürchtungen nicht grundlos waren, entnahmen wir spanischen Briefen. Wir können nur eines tun, Gott in unseren Gebeten anflehen, Er möge unserem heißgeliebten Vaterlande Frieden und Ruhe schenken!

Nun will ich Gegenrecht halten und auch von unseren Arbeiten und

¹ P. Franz Schmid O. Cap., † 1778, im Alter von 77 Jahren. Der Übers.

² Es handelt sich um den Österreichischen Erbfolgekrieg. Der Übers.

Verhältnissen erzählen. Das Land hier ist sehr trocken, da es südlich des Aequators liegt. Das Gebiet ist nicht wie in Afrika unbewohnbar, sondern im Gegenteil sowohl an Nahrungsprodukten wie an Genußmitteln sehr ertragreich. Alle Wälder wimmeln von Bienenvolk verschiedener Gattungen. Jedoch haben die hiesigen Bienen keinen Stachel. Sie wohnen nicht in Bienenkörben, obwohl man solche aufstellt, sondern nagen die Bäume hohl, um sich darin aufzuhalten. Auch ist der hiesige Honig minderwertiger wie der europäische, da er wenig aus Blütenstaub gewonnen wird. Die Wälder sind zudem reich an Wild, Obst und Eicheln. Die Eingeborenen haben somit Ihre Nahrung leicht bei der Hand. Der eigentliche Honig ist nicht um viel süßer wie der wilde Honig oder der Saft, welcher aus der Zuckerstaude gewonnen wird. Diese ist eine Art Schilfrohr, deren Saft ausgekocht wird, um dann zu Zucker verarbeitet zu werden. Das Land ist kolossal fruchtbar an Zuckerrohr. Ein kleiner Zweig, in die Erde gesetzt, beginnt alsbald zu keimen, zu wachsen und sich zu vermehren. Wenn unser Gebiet am Meere gelegen wäre, wie Brasilien, wäre es uns ein Leichtes, weite Felder Zuckerrohr anzupflanzen und wie es die Lusitanier in Brasilien tun, auf Frachtschiffen nach Europa zu transportieren. Da dies nicht angeht, wird nur soviel Zucker fabriziert, als nach der Gewohnheit der Gegend für die einzelnen Haushaltungen und für die Kranken benötigt wird. Es würde übrigens zu weit führen, alle Arten oder nur die Mehrzahl von Fruchterzeugnissen anzuführen, welche diese Erde von jeher hervorbrachte oder deren Samen von den Spaniern eingeführt wurde. Wie das Land reich an Obst ist, die Wälder an Bienen und anderen Lebewesen, so leben in den Gewässern zahlreiche Fische. Die Teiche, Flüsse und Wildbäche schwellen zur Regenzeit, die vom Oktober an fast sechs Monate dauert, ungeheuer an, während sie zur Zeit der Trockenheit vom Mai bis Oktober ständig zurückgehen und oft austrocknen. Diese Gelegenheit benutzen unsere Eingeborenen zum ergiebigen Fischfang, was ihnen außerordentlich Vergnügen bereitet. Wie recht aber der Dichter hatte, als er schrieb: Nicht alles bringt das Erdreich hervor, beweist unser sonst fruchtbares Land. Auf zahlreiche in Europa selbstverständliche Dinge müssen wir hier Verzicht leisten, z. B. auf Brot und Wein. Weizenbrot ist hier völlig unbekannt. Seine Stelle vertritt Brot aus jener Getreideart, die man in Deutschland Mais nennt. Diese Maisart gedeiht sehr gut, sodaß die Bewohner das Maismehl nicht nur für die täglichen Mahlzeiten verwenden, sondern daraus auch eine Art Bier bereiten. Weißmehl und Wein für das heilige Meßopfer muß deshalb, mit Mühe und großen Auslagen verbunden, weither aus den spanischen Städten bezogen werden. Das milde Klima ergibt sich aus der Lage des Landes in der Nähe des Aequators. Immerhin ist die Hitze doch nicht so fürchterlich, daß sie unerträglich wäre. Von Eis, Frost und Schnee, von den Wintertagen des Nordens weiß man hier allerdings nichts. Niemand außer den Eingewanderten kann sich eine Vorstellung von Schnee machen. Winde bleiben nicht aus. Sie haben den Vorteil, daß sie uns Kühlung bringen. Zumal ist es der Ostwind und der Wind, der vom Südpol herbläst, welcher peinliche Kälte bringt und hin und wieder Reif zurückläßt, der den Kulturen, vor allem unseren

Baumwollpflanzungen, erheblichen Schaden anrichten kann. Was ich bisher berichtete, war von geringerer Bedeutung.

Im zweiten Teil möchte ich von unseren apostolischen Arbeiten, vom Bestande unserer Ansiedlungen, die wir Reduktionen nennen, und von der Lebensweise der Eingeborenen erzählen. Ew. Hochwürden müssen wissen, daß unsere Tschikitomission von derjenigen von Paraguay ziemlich entfernt ist und aus sieben großen Ansiedlungen besteht, nämlich aus: St. Xaver, Immaculata Conceptio, St. Michael, St. Raphael, St. Joseph, St. Johannes Bapt. und St. Ignatius. Die Bevölkerungszahl könnt Ihr aus der beigelegten Tabelle ersehen, die zwar alle Jahre neu aufgestellt wird, ohne daß aber größere Veränderungen vorkämen. Die einzelnen Reduktionen haben selbständige Verwaltung. Jede besitzt ihre eigenen Aecker für Landbau, Wälder für die Jagd, Gewässer für Fischfang, Weiden für das Vieh. Es gibt keine Ansiedlung, die nicht mindestens 1000 Kühe, 100 Pferde und ebensoviele Pony und Stuten besäße. Ja, es gibt Reduktionen welche 6-, 7- und mehrtausend Kühe aufweisen. Außer Pferden leisten auch Maulesel sehr gute Dienste, von denen jede Siedlung etwa hundert Stück aufzieht. Dieses Tier ist ein Mischling von Eselin und Pferd oder Stute und Esel, den Deutschen wohl unbekannt, von den Spaniern gerne zum Tragen von Lasten verwendet. Da nämlich die hiesigen Flüsse zum Transport ungeeignet sind und auch die Pferde, welche den europäischen an Kraft nachstehen, sich dazu wenig eignen, bleibt nichts anderes übrig, als den Maulesel zu verwenden, der viel ausdauernder ist wie das Pferd und leichter Hunger und Durst erträgt. Die einzelnen Reduktionen sind ziemlich weit, bis 10 und 12 Wegstunden voneinander entfernt. Bis hierher habe ich von der leiblichen Wohlfahrt gehandelt!

Nicht weniger sind wir um die uns von Gott anvertrauten Seelen der Eingeborenen bekümmert. Wo in aller Welt wird so oft Religionsunterricht erteilt wie hier? Nicht nur einmal, nein zwei und drei Mal im Tage. Wo wird man einen so großen und beharrlichen Zulauf des Volkes morgens zur hl. Messe und abends zum Rosenkranzgebet konstatieren wie bei uns! Ich kann mich tatsächlich nicht erinnern, Aehnliches anderswo gesehen zu haben. Kranke und Sterbende werden täglich besucht, und es wird ihnen alle nur mögliche Sorgfalt sowohl für Leib wie Seele zugewendet. Kein Fest geht vorüber, ohne daß nicht zahlreiche Gläubige die hl. Sakramente empfangen würden. Jeden Sonntag findet eine Predigt von der Kanzel aus statt. In der Fastenzeit werden wöchentlich noch zwei besondere Ansprachen nach Sonnenuntergang gehalten, um die Christen zur Sündenflucht und zu einem wahrhaft tugendhaften Leben anzuspornen. Der Erfolg dieser seelsorgerlichen Bemühungen ist, daß die Teppiche der Kirchen von den Tränen der Büßenden naß werden, der Raum von den lauten Seufzern widerhallt und die Ansprache nicht selten durch Selbstgeißelung der Zuhörer unterbrochen wird. Was soll ich von den Marianischen Kongregationen sagen? Es möchte vielleicht Ew. Hochwürden oder sonst ein Europäer meinen, daß dieselben weniger für unsere ungebildeten Eingebornen passen. Das Gegenteil ist der Fall. Jene, welche sich in das Album der Kongregation einschreiben lassen, verpflichten sich nicht nur

selber zur genauen Beobachtung des christlichen Sittengesetzes, sondern bemühen sich, durch unerschrockene Ausübung der Religion und anderer Tugenden auch ihre Mitbürger zu einem wärmeren religiösen Leben aufzumuntern. Diese Lebensart unserer christlichen Eingebornen ist ihnen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie bereits seit Jahren andauert, ohne je eine Änderung oder einen Unterbruch erfahren zu haben. Nun werden vielleicht Ew. Hochwürden sagen : « Dies alles ist sehr schön, aber ich möchte nicht nur von der allgemeinen Lage, sondern auch etwas Persönliches aus dem Leben der Missionäre erfahren. Was macht der lange Schmied¹ und Missionär im anderen Erdteil drüben ? Lebt er noch ? » Ich antworte in wenigen Worten : ich lebe und erfreue mich einer guten und beständigen Gesundheit — ja ich führe nicht nur ein frohes, sondern sogar ein gemütliches Leben : ich singe, spiele, jodle, ja ich tanze und übe mich im Waffenreigen. Ihr werdet mir dies nicht verübeln. Ich bin doch Missionär und eben deshalb Missionär, weil ich singe, tanze, spiele. Ich weiß, die Verkündigung des Wortes Gottes ist ein apostolisches Werk, und die Hl. Schrift sagt, daß die Worte derer, welche es verkünden, bis an die Grenzen der Erde schallen werden², und Ew. Hochw. kennen die verwandte Schriftstelle « In omnem terram exivit sonus eorum », was ich mir als « Gesang » zu übersetzen erlaube. Also ich singe, ich spiele Orgel und Zither, ich blase Flöte und Trompete. In allen diesen Musikkünsten übe ich mich und unterrichte darin auch die Kinder der Eingeborenen. Aber, werdet Ihr fragen : Wer verfertigt denn die Orgeln, die Zithern und Trompeten ? Kein anderer als jener lange Schmied. Armut und Not machen uns so erfinderisch, daß wir hier mehr wissen und verstehen wie zu Hause. Wer würde hier Häuser, Kirchen, ja selbst die Städte bauen, wer würde die notwendigen Werkzeuge herstellen, wenn all diese Arbeiten nicht vom Missionär getan würden. Schon alle Städte ertönen von meinen Orgeln. Eine Unmasse von verschiedensten Musikinstrumenten sind angefertigt worden. Kein Tag vergeht, ohne daß man in unseren Kirchen nicht singen würde. Soweit haben wir es gebracht, daß die, welche noch vor kurzem in den Urwäldern wohnten und den wilden Tieren benachbart waren und nur mit den Tigern und Löwen zu brüllen verstanden, bereits ganz nett ihren Schöpfer mit Zithern und Harfen, mit Pauken und Reigen³ zu loben verstehen. Eben schrieb ich, daß ich nicht nur singe und spiele, sondern auch tanze. Damit der Tanz eines Missionärs nicht zu sehr Euer Mißfallen erzeuge, mögt Ihr Euch an die Schriftstelle erinnern, wo es heißt, wie schön die Füße derer sind, welche das Evangelium verkünden. Wie Ihr vielleicht nicht wißt, feiern die Spanier ihre höchsten kirchlichen Feste nicht nur mit Gesang, sondern auch mit anständigen Tänzen, indem sie nach dem Vorbilde Davids auf diese Weise die Feierlichkeit erhöhen. Die Kinder der Eingeborenen erlernen die Tanzkunst sehr rasch. Ew. Hoch-

¹ Im Orig. « Faber », Anspielung auf Geschlechtsnamen des Briefschreibers wie auf dessen Handfertigkeit.

² « Et in fines orbis terrae verba eorum. »

³ Anspielung auf Ps. 150.

würden könnten hier beobachten, wie Kinder, die erst vor zwei Jahren mit ihren wilden Eltern den Urwäldern entrissen wurden, schon ganz schön nach Noten singen, Zither und Leier spielen und den Tanz so genau und rhythmisch ausführen, daß sie selbst mit Europäern darin eine Wette eingehen könnten. Wir unterrichten die Leute in all diesen weltlichen Dingen, damit sie die rohen Sitten allmählich ablegen, gesitteten Menschen ähnlich und für das Christentum aufnahmefähig werden. Dies ist hier meine Beschäftigung! Doch verbringe ich meine Zeit nicht ausschließlich mit Gesang und Tanz, sodaß ich etwa Predigt, Beicht hören, Krankenbesuche, Spendung der hl. Sakramente und andere Pflichten, welche dem Missionär am nächsten liegen, vernachlässigen würde.

Zeit und Papier mahnen Schluß zu machen! Ich schließe also und füge noch hinzu, daß die Tabelle unserer Tschikitosmission, welche ich dem Briefe beilege, nicht etwa den Zweck verfolgt, Euch eine ähnliche Verpflichtung aufzubürden, indem Ihr durch Übersenden des Kataloges unserer einstigen Provinz Gleiches mit Gleichem vergelten zu sollen glaubt. Es hieße dies übrigens nicht Gegenrecht halten, sondern gegen geringen Kaufschilling, wie es beiliegende Missionsstatistik ist, eine wertvollere Sache abzutreten. Wenn aber Ew. Hochwürden aus reinem Wohlwollen uns den Katalog zusenden möchte, so würdet Ihr uns allen einen großen Wunsch erfüllen, sowohl den Patres hier, wie auch den Missionären in Paraguay und den Patres, die sich in den Kollegien der Provinz aufhalten, deren Provinzial gegenwärtig P. Bern. Nußdorfer ist, während P. Joseph Jberacker das Amt eines Superiors der Mission von Paraguay bekleidet.

Ferner bitte ich Ew. Hochwürden, den Brief oder eine durch einen Studenten gefertigte Abschrift desselben meinem Bruder, dem Kapuzinerpater, zukommen lassen zu wollen. Ebenfalls ersuche ich, meine Grüße an alle mir bekannten Patres und Herren auszurichten wie auch an meine ehemaligen Mitschüler: P. Anton Pfiffer, P. Ruoff, P. Fitterer, P. Neumair, P. Fischer, P. Franz Joanneser etc. und dieselben, wenn es möglich ist, ebenfalls vom Inhalte meines Briefes in Kenntnis zu setzen, damit sie nicht unterlassen, sowohl meiner wie unserer Eingeborenen im Gebete zu gedenken. Dann bitte und flehe ich Gott den Allmächtigen, Er möge Euch und alle meine Bekannten zur Ehre seines göttlichen Namens und zum Heile vieler Seelen lange gesund erhalten, ganz Deutschland den Frieden schenken und uns alle im himmlischen Vaterlande zum ewigen Lohne einst vereinigen.

Aus der Stadt Raphael in der Tschikitosmission, Provinz Paraguay,
10. Oktober 1744

Ihr in Christo ergebener Diener

Martin Schmid.

Die Tabelle, welche P. Schmid dem Briefe beifügte und welche er in seiner großen Bescheidenheit als geringwertigen Kaufschilling zur Erwerbung des Kataloges der süddeutschen Provinz betrachtet, erweist sich als wertvoller Beitrag zur Missionsstatistik früherer Jahrhunderte und bezeugt,

daß auch katholische Glaubensboten sich über den Fortschritt ihrer Bestrebungen Rechnung ablegten. Die Statistik der Tschikitosmission aus dem Jahre 1743 gewährt uns einen willkommenen Einblick sowohl in die Bevölkerungsbewegung wie das religiöse Leben in jenem Lande vor bald 200 Jahren.

Katalog der Tschikitosmission vom Jahre 1743.

Pfarreien	Verheiratet	Witwer	Witfrauen	Knaben	Mädchen	Kinderlaufen	Taufn Erwachsener	Ehen	Kinder- begräbnisse	Begräbnisse Erwachsener	Kommunionen	Seelenzahl
St. Fr. Xaver.	546	32	23	633	636	131	—	31	99	39	3525	2416
Immac. Conception	458	33	7	526	430	109	—	29	41	23	2233	1912
St. Michael.	576	7	55	728	691	190	30	40	61	10	3661	2633
St. Raphael	494	45	30	590	543	127	—	22	49	28	3041	2196
St. Joseph	512	1	68	658	688	145	—	26	50	43	4046	2439
St. Joh. Baptist . . .	398	4	68	573	529	92	—	15	29	25	2426	1970
St. Ignazius	160	1	23	159	163	38	—	11	15	8	474	666
Summa	3144	123	274	3867	3680	792	30	174	344	176	19406	14232

Dr. Jos. Hartmann, Baar.

Bilder aus der Zeit der Aufklärung und des Staatskirchentums.

Es war ein glücklicher Gedanke, bei der ersten Zentenarfeier der oberrheinischen Kirchenprovinz und der Erzdiözese Freiburg eine dokumentierte Geschichte derselben als Festgabe zu bieten. Der kirchengeschichtliche Verein von Freiburg übernahm in seinem hochstehenden Organ « Diözesanarchiv » die Publikation der Arbeiten, die von tüchtigen Forschern, an deren Spitze der gegenwärtige Vereinsleiter Prof. Dr. Göller steht, als Einzeldarstellungen geliefert wurden.

Der erste Band mit der Aufschrift: « Beiträge zur Gründungsgeschichte der oberrheinischen Kirchenprovinz, veröffentlicht zur Jahrhundertfeier », bietet uns interessante Einblicke in die Periode, wo Staatskirchentum und Aufklärung ihre ärgsten Orgien feierten.

« Zusammenbruch des Mainzer Erzstuhles » von Prof. Dr. A. Veit betitelt sich die erste Studie, welche den tragischen Untergang der größten und vornehmsten Kur-Erzdiözese des Römischen Reiches Deutscher Nation schildert. Waren wir bis hieher gewohnt, die Hauptschuld an der Aufhebung des Metropolitansitzes und der Unterstellung des relativ kleinen

Suffraganbistums Mainz unter die neue Metropolitankirche Freiburg den letzten aufklärerischen Erzbischöfen beizumessen, so belehrt uns die klare Darstellung Veits, daß noch andere Ursachen zum tragischen Fall des « goldenen Mainz » beigetragen haben. Die letzten Kurerzkanzler Emmerich Joseph und Friedrich Karl Jos. v. Erthal waren gewiß mehr weltliche Fürsten als Seelenhirten. Aber sie hatten doch manche recht gute Eigenschaften; sie waren Kinder ihrer Zeit und Verhältnisse, infolge der Erziehung mit gallikanischen und febronianischen Ideen erfüllt, aber sonst durchaus gläubig und sittlich untadelhaft. Andere talentvolle und zum Teil sehr einflußreiche Männer geistlichen Standes waren viel schlimmer: Dr. Koch in Nassau, Werkmeister in Stuttgart, Philipp Brunner, Ignaz Häberlin, Dr. Reininger usw. in Baden, die Haß und Verachtung gegen das Oberhaupt der Kirche und das weitgehendste Staatskirchentum predigten und dem ödesten Rationalismus huldigten. Wenn die Erzbischöfe durch die Emser Punktation 1786 sich unabhängig von Rom erklären wollten, so taten sie, was seit der Deklaration des französischen Klerus 1682 und den Kirchenedikten Josephs II. in der Luft lag und im Laufe der Zeit in weite katholische Kreise eingedrungen war. Statt über die handelnden und irrenden Männer jener Zeit den Stab zu brechen, wollen wir uns demütig fragen, ob wir, in jene Atmosphäre hineingestellt, dem schleichenden Gift- hauch nicht auch erlegen, dem verheerenden Sturm gewachsen wären.

In der Ausführung der Säkularisation, die teils Veit, teils *Willburger* (*Säkularisation der Prämonstratenserklöster*) schildert, zeigt sich eine Habgier und Rohheit, die den Kirchenberaubungen in der Reformations- und Revolutionszeit wenig nachsteht. Es sind eben Ausläufer und Ableger der von Ludwig XIV., Friedrich II. und Napoleon inaugurierten politischen Eroberungs- und Raubpolitik auf kirchlichem Gebiet.

Hatte man bei der Säkularisation der Kirche ihre äußern Güter weggenommen, so wollte das mächtig neueinsetzende Staatskirchentum sie ihrer Selbständigkeit und Rechtsstellung entkleiden. Ein trübes Bild vom Einbruch des staatlichen Bureaukratismus in die kirchliche Rechtssphäre bietet uns die « *Vorgeschichte der Bulle Provida solersque* » von Dr. Göller. Verständnis- und herzlos treten ungläubige und unkirchliche Beamte an die Lösung der Bistumsfragen und die Organisation der katholischen Kirche Deutschlands heran, nachdem Revolution und Säkularisation ein wirres Chaos und Ruinenfeld geschaffen. Der absolute Staat hat nach ihrer Meinung alle Lebensverhältnisse der Untertanen zu ordnen, mithin auch den Summepiskopat zu beanspruchen, das letzte Wort in Kirchensachen zu sprechen: « Der Papst soll nach dem Beispiel der Utrechter Kirche dabei ausgeschaltet werden; er steht unter dem Konzil, das ihm die Ausübung seiner wesentlichen Primatialrechte gestattet. Doch haben seine Anordnungen nur insoweit Gültigkeit, als sie der Landesherr genehmigt. Die Kirche ist eine Gesellschaft, der nur der Staat Gesetze zu geben hat. In bezug auf den innern Kult, die Religionslehrsätze, hat die Kirche eine gewisse relative Autonomie, die Unterordnung unter den Staat vorausgesetzt. Neue Lehrsätze, Bullen, Katechismen und sonstige Religionsbücher dürfen nicht ohne Autorisation der Regierung in Vollzug gesetzt werden.

Der Regent schützt die Kirche gegen Irrtümer und Trennung, wacht über die Erhaltung und Reinheit der Lehre und über Erlass und Beobachtung zweckmäßiger Kirchensatzungen; er veranstaltet Synoden unter dem Vorsitz seiner Abgeordneten und läßt über entstandene Religionsstreitigkeiten entscheiden. Die Aufsicht des Landesfürsten erstreckt sich über die ganze äußere Kirchenverfassung; er kann kirchliche Anordnungen abschaffen, wenn sie dem Geiste der Zeit nicht mehr angemessen sind. Die Ehe als Kontrakt, Festsetzung verbotender Ehehindernisse, Bestimmungen über Gelübde, über Bildung der Geistlichen, über Besetzung geistlicher Stellen, ist Sache des Staates. Alle diese Rechte liegen unstreitig in der Territorialgewalt des Fürsten und können ihm durch kein Gesetz und Herkommen entzogen werden. Die Bischöfe sind vom Landesherrn zu ernennen. Mit dem Papst dürfen sie nur unter Regierungsaufsicht verkehren. Päpstliche und bischöfliche Erlasse bedürfen zur Gültigkeit des *placetum regium*. » Alle diese Sätze, wodurch Bischöfe und Priester zu untergeordneten Polizeiorganen unter Bevormundung der Regierung degradiert werden sollten, stammen von aufgeklärten katholischen Geistlichen, den oben genannten geistlichen Räten und Mitgliedern der katholischen Kirchensektion in Baden. Noch mehr als des Febronius Buch hätte dieses Kirchenprogramm die scharfe Bezeichnung Lessings: « eine unverschämte Schmeichelei an die Fürsten », verdient.

Solchen radikalen Bestrebungen gegenüber erscheint der vielumstrittene Wessenberg noch als gemäßigt. Domkapitular Dr. *Gröber* schildert uns in einer ausführlichen Studie das Wirken des *Freiherrn Heinrich Ignaz von Wessenberg* als Generalvikar von Konstanz, der den einen ein « Vorkämpfer geläuterter Religionsbegriffe », andern aber ein Schädling wahrer Kirchlichkeit ist. Aus dem Rahmen seiner Zeit und Umgebung herausgerissen, müßte uns der Mann als unlösbares Rätsel erscheinen; im Zusammenhang mit diesen erklärt sich manches, was uns sonst unfaßbar erscheinen müßte.

Die Erziehung und Umgebung haben dem 1774 geborenen Freiherrn unauslöschlich das Gepräge seiner Zeit aufgedrückt. Sein Vater, sächsischer Minister in Dresden, war in vieler Hinsicht ein trefflicher Mann, gerecht, milde denkend, fromm, dabei aufgeklärt im Sinne Josephs II., der ihm das Ideal eines Fürsten war, für Lavater, diese Mischung von Rationalismus und pietistischen Mystizismus, schwärmend, die französische Revolution als Morgenröte einer neuen bessern Zeit begrüßend. Als nachgeborener Sohn wurde Heinrich, ohne nach seinem Beruf zu fragen, zum Geistlichen bestimmt; mit 16 Jahren schon erhielt er die Anwartschaft auf reiche Pfründen. Seine höhere Ausbildung suchte er zuerst in Augsburg, wo ihm die strenge systematisch-methodische Schulung und der « jesuitische Geist » mißfiel, dann in Dillingen, wo der freiere, halb akademische Unterricht in kantischer Philosophie und die lebenswarmen, poetisch angehauchten, damals aber noch wenig abgeklärten Vorlesungen Zimmers und Seilers ihn mächtig anzogen; endlich in Würzburg, wo er Rechtswissenschaft studierte, mehr oder weniger aber an allen Wissenszweigen naschte und bald dieses, bald jenes Kolleg hospitierte. Vermöge seines Geburtsadels fand er Zutritt in vornehmen Gesellschaftskreisen, wo er ebenso wie an der Universität

einen, « dem Jesuitismus und dem Papalsystem abholden Geist » mächtig auf sich einwirken ließ. Der Fürstbischof (nicht « Kurfürst »!) von Würzburg, Franz Ludwig von Erthal, hatte es ihm angetan, der persönlich fromm und eifrig und dem exzessiven Febronianismus seines Bruders, des Kurfürsten von Mainz, Friedrich Karl Jos. v. Erthal, abhold, dennoch « nach kurzer Ereiferung mit weltlichem Glanz und protestantischer Kultur sich umgab », wie Hase etwas einseitig urteilte.

Dort traf W. mit dem Freiherrn Karl von Dalberg, der eine Domherrenstelle in Würzburg und Mainz und verschiedene andere Würden inne hatte, zusammen. « Es war die Schicksalsstunde zweier verwandter Seelen; beide überraschend vielseitig und darum oberflächlich, und doch wieder, was die Aufklärung betraf, gründlich einseitig; beide Moralisten und Philosophen, Literaten und Dichter, Kunstenthusiasten und Ästhetiker; beide selbstbewußt und selbstgefällig, gemütvoll und phantasievoll, eminent fleißig und geschäftsgewandt; beide fühlten sich, bei aller Huldigung und Hingabe an die Musen nicht berufen, *procul a negotiis* der Kunst und Wissenschaft zu dienen, sondern brannten darauf, in die Speichen des Kirchen- und Weltgeschehens zu greifen. »

Als die Franzosen am Rhein und Main vordrangen, zog Wessenberg nach Wien, zugleich um sich auf die ihm zugedachte Rolle vorzubereiten. Dort beschäftigte er sich mit Kirchenrechtsfragen und schöngeistigen Studien und konnte « das Wehen des freien Geistes Josephs II. » auf sich einwirken lassen. Mit Dogmatik gab er sich Zeit seines Lebens fast gar nicht ab; seine Ausbildung war überhaupt eklektisch und lückenhaft, tiefere theologische Kenntnisse besaß er nicht. « Nur im febronianischen Kirchenrecht und in der aufgeklärten Kirchengeschichte stand er auf der Höhe. »

Durch den Krieg an einem geplanten Besuch der Universität Göttingen verhindert, übersiedelte er 1798 nach Konstanz, um an der Kurie vorwärts zu kommen. Dalberg, der 1799 Bischof von Konstanz geworden, ernannte ihn 1800 zu seinem Generalvikar, und Wessenberg wurde nun während der beständigen Abwesenheit des Bischofs der eigentliche Leiter der Diözese. Er begann seine Reformen von « oben herab », erst beim Klerus und dessen Pflanzschule, dem Seminar. Es läßt sich nicht leugnen, daß er seine Aufgabe ideal auffaßte, wenn man seinen Worten trauen soll; aber er ging nach ganz eigenen Heften vor. Die Dogmatik schaltete er als « Scholastik » aus, da sie « nur Streithähne heranziehe und das Volk mit Menschensatzungen füttere ». Dagegen mußte die Heilige Schrift viel studiert werden, als deren Ausleger anrühige Autoren, wie van Eß und Dereser, herangezogen wurden. Zur Erbauung dienten Zschokkes pantheistisch-rationalistische « Stunden der Andacht ». Das febronianisch-josephinische Kirchenrecht im Geist eines Eybel, Rautenstrauch und Pehem wurde den Priesteramtskandidaten tief eingepreßt, und im gleichen Geiste wurde Kirchen- und Profangeschichte behandelt. Wenn in der Schweiz vorab sich Widerstand gegen diese Priestererziehung am Seminar in Meersburg und später in Luzern erhob, so war keineswegs Mangel an Vorbildung oder Furcht vor den Prüfungen der Grund davon — die

Studien wurden in Luzern, Freiburg, Solothurn und verschiedenen Klosterschulen durchaus ernst betrieben —, sondern entschiedene Kirchlichkeit und Scheu vor den Neuerungen.

Altkirchliche echt katholische Übungen und Andachten wurden verpönt und lächerlich gemacht, vom Brevier wurde für 48 Kreuzer (andere für einen Kronthaler) dispensiert: man solle dafür täglich ein Stück Bibel lesen oder das « Deutsche Brevier für Stiftsdamen und fromme Christen » Deresers rezitieren. Vorträge gegen den Zölibat, gegen Ablässe, Heiligenverehrung usw. wurden den Seminaristen gehalten.

Um die Geistlichkeit zu *heben*, wurden eine Anzahl von Verordnungen erlassen, die entschieden manches Gute enthielten, Vorschriften und Aufmunterung zu eifrigem Studium und steter Selbstweiterbildung, Pastorkonferenzen, Frühpredigt, Verbot des Wirtshausbesuches, des Spielens, Tabakrauchens für die Priester, Gründung von Kapitelsbibliotheken, Anleitung zur Abfassung der Orts- und Pfarreigeschichte, Förderung der Schulbildung. Aber alles war zu einseitig auf das Diesseitswohlsein, auf das materielle Utilitätsprinzip eingestellt und fast immer mit aufklärerischen Ideen durchsetzt. Dogmatische Fragen durften bei den Konferenzen nicht behandelt werden, dagegen viel Moral nach Art der bekenntnislosen Allerwelts- und Humanitätsreligion, sowie Polemik gegen Rom und die Primatialrechte. Gegenschriften passierten die Zensur nicht und durften in die Kapitelsbibliotheken nicht aufgenommen werden.

Die Predigt, möglichst verstandesmäßig und doch wieder sentimental, war ihm der wichtigste Bestandteil des Gottesdienstes; bei der heiligen Messe ließ er nur das belehrende und erbauende Moment gelten, der Opfercharakter war ihm, wenn er ihn überhaupt zuließ, Nebensache; deshalb mußte sie deutsch gehalten, das Hochamt von deutschen Gesängen begleitet sein. Einen erbitterten Kampf führte er gegen *Benediktionen und Exorzismen*, an deren Stelle er andere « erbauliche » Gebete setzte; die *Bruderschaften* und frommen Vereine wurden aufgehoben und dafür die « Bruderschaft von der Gottes- und Nächstenliebe » eingeführt, die er selbst mit Ablässen versah. *Prozessionen* und *Wallfahrten* suchte er als « Anlässe zu Ausschweifungen und Exzessen » möglichst abzustellen, obwohl er bei einem Aufenthalt in Einsiedeln 1806 sich erbaute und sagte: So hab' ich mir's nicht vorgestellt, man hat es mir anders gesagt. *Feiertage, Fasttage* stellte er nach Belieben ab oder dispensierte von deren Beobachtung samthaft.

Vor allem war Wessenberg erklärter Feind der *Klöster*, dieser « Heim- und Brutstätten des Aberglaubens ». Wenn er einerseits bekennen mußte, daß ihr kultureller und religiöser Zustand ein guter war, nimmt sich seine Erklärung anderseits sonderbar aus, daß er « der Sittenlosigkeit und Trägheit in den zu vielen Klöstern » wehren mußte. Aus eigener Machtvollkommenheit dispensierte er sogar von feierlichen Ordensgelüben. Ohne alles Verständnis für Selbstheiligung und innerliches Leben, forderte er von den beschaulichen Orden Umstellung ihrer Tätigkeit zu Erziehung und Krankendienst. Seine Verdienste für die Erhaltung der schweizerischen Klöster werden viel zu hoch angeschlagen. Als die « Helvetik » auf der

Höhe stand, wagte Wessenberg so wenig wie Dalberg für die gefährdeten kirchlichen Stiftungen einzutreten ; erst als nach dem Sturz des Direktoriums ihre Existenz gesichert schien, legte er ein Wort für sie ein ; für die Erhaltung der Klöster in Deutschland bei der Säkularisation rührte er keinen Finger, « weil ein Protest die Gefahr mit sich brächte, daß die Fürstbischöfe die ihnen zugedachte Pension verlören ». Seine Reden lauten so widerspruchsvoll, bald zu Gunsten, bald zu Ungunsten der Klöster, daß der Nuntius Testaferrata wohl nicht ganz Unrecht hatte mit dem Vorwurf, « er tue alles zur Vernichtung der Klöster. » Selbst beim Wiener Kongreß, als ihm bereits die Augen über die unheilvollen Wirkungen der Klosterzertrümmerung aufgegangen waren, tat er nichts in dieser Richtung. Zumeist waren ihm die Jesuiten verhaßt, von denen « alle Arten von heidnischem und pharisäischem Aberglauben gehegt werden », und er suchte 1814 Metternich zu bestimmen, beim Papste Einspruch gegen deren Wiederherstellung zu erheben.

Am schwersten verging sich wohl Wessenberg in seinen Bestimmungen über die *Ehe*, indem er unter dem Beifall der Hoftheologen und Hofkanonisten und gleichgesinnter Freunde ohne weiteres von kirchlichen Eehindernissen dispensierte und von den Forderungen der Kirche betreffend Verkündigung, Einsegnung und katholischer Kindererziehung ungescheut absah.

Bei solchem unkirchlichen Vorgehen ist es nicht verwunderlich, wenn auch manche gute Anordnung mit Mißtrauen als verdächtige Neuerung angesehen wurde. Enthaltene Psalmübersetzungen oder besser Paraphrasen, seine Lieder, seine Gebete und Ansprachen auch manches Schöne, so gähnt doch zumeist « hinter der salbungsvollen Sprache und dem Phrasengetön eine bedenkliche Armut der Gedanken und des Glaubensinhalts. » Die vorgeschriebene *Gottesdienstordnung* von 1809 mit deutscher Messe, deutschem Ritual, mit neuen, z. T. recht seichten und banalen sentimental Gebeten, erregte so viel Ärgernis und Widerstand, daß selbst die badische Staatsregierung zu kluger Vorsicht und Nachgiebigkeit riet, und Dalberg sie 1815 aufhob.

Als höchstes Ziel seiner Reformen erstrebte er eine unabhängige, *romfreie Kirche*; er hat aber kein Bedenken, die « vom römischen Joch » befreite Kirche ganz dem Staat zu unterwerfen. Zu diesem Zweck ging er nach Paris, um von Napoleon « dem Großen, dem Einzigen » die Errichtung eines deutschen Patriarchats zu erlangen. Dahin zielten seine Bemühungen auf dem Wiener Kongreß, eine deutsche Kirchenprovinz mit einem Primas an der Spitze zu schaffen, ein Projekt, das Kardinal Consalvi und der hl. Klemens Maria Hofbauer glücklich durchkreuzten, wodurch der Plan einer deutschen schismatischen Nationalkirche von Staates Gnaden ins Wasser fiel.

War Wessenberg auch redlich bemüht, Mißbräuche abzuschaffen, so hat er durch die « herkulische Arbeit » seiner überstürzten unseligen Reformen, die er ohne Unterlaß teils aus Verblendung, teils aus Eitelkeit, teils durch seine Freunde und Ratgeber gedrängt, erließ, viel mehr Schlimmes als Gutes geschaffen, wodurch mit etwa vorhandenem Unkraut viel mehr gute Saat ausgerottet wurde.

Während die Aufgeklärten und ungläubigen Kreise voll des Lobes über das reformatorische Wirken Wessenbergs waren, und vereinzelte Geistliche sowohl als ganze Kapitel, so das hohenzollerische, später das Kapitel Uznach, ganz in seinen Ideen befangen waren, ging vom größern Teil der Geistlichkeit wie vom gläubigen Volk ein zäher *Widerstand* aus. Gerade dieser Gegensatz führte 1815 zur Trennung der deutschen Schweiz vom Bistum Konstanz, wodurch dem Generalvikar ein weiteres direktes Einwirken auf diese Gebiete verunmöglicht wurde. In Deutschland aber, besonders in Baden, hielt sich der Reformers, wenn auch von Rom seit 1817 ausdrücklich abgelehnt, noch länger und pflanzte durch die von ihm im Seminar herangebildete Geistlichkeit, auch vielfach im Volk, jene seichte Aufklärung, jenen Indifferentismus, den seine Anhänger erleuchtetes Christentum und Toleranz nannten.

Es tut recht weh, zu sehen, wie der reichbegabte Mann später, wo die Kirchlichkeit wieder mehr Boden gewann, als verbitterter Schismatiker beiseite stand und der wahren Reform, wo er konnte, Hindernisse in den Weg legte. Sein Leben und Wirken bis zum Tode gleicht in dieser Hinsicht seinem hochbegabten Zeitgenossen Lamennais. Über die weitere Entwicklung der Kirchenfrage und Wessenbergs Stellung zu ihr werden uns die angekündigten Wessenbergstudien von Baier unterrichten.¹

Wie viel gewinnender ist das Bild des langen treuen Mitarbeiters Wessenbergs! In « *Hermann von Vicari im Dienste der Konstanzer und Freiburger Kurie* », schildert uns *Dr. Rösch* eine hochedle Persönlichkeit, die in ernstem Ringen aus der falschen Aufklärung zu echter Kirchentreue sich durchgekämpft. Fromm und mild veranlagt und tief religiös erzogen, war Vicari trotz aller kirchlichen Gesinnung doch von den febronianischen Ideen, die er besonders an der Hochschule in Wien eingesogen, nicht unberührt geblieben. Nach der Priesterweihe 1797 kam Vicari als Kanonikus von St. Johann nach Konstanz, wo er an seinem Onkel Anton v. Vicari einen religiös gesinnten Mentor hatte. Einige Jahre verhältnismäßiger Ruhe benützte er zu eifriger Weiterbildung in der Theologie, kam dann 1802 als geistlicher Rat in die bischöfliche Regierung, wo nun die ganze Last der Kanzleiarbeiten 25 Jahre lang auf ihm ruhte, besonders als er später noch das Amt eines Offizials auf sich nehmen mußte.

Wie stellte sich nun Vicari zu den Reformen Wessenbergs? Der

¹ Es möge gestattet sein, auf eine Zahl unschöner Druckfehler hinzuweisen, deren manche recht sinnstörend sind (z. B. S. 503, Anm. 609, « Vernichtung » statt « Vermittlung »). Bei manchen Urteilen möchten wir eine Einschränkung machen; so wenn gesagt wird, den josephinischen Dekreten und der Aufklärung hätten sich fast nur Exjesuiten entgegengestellt; die Schweizer hätten mehr aus angestammtem Trotz und Freiheitssinn den Reformen Wessenbergs Widerstand geleistet. Eine Wallfahrt der Rheintaler zum Grab des hl. Gallus war nicht üblich; wohl aber wurde die jährliche Prozession der « Fürstenländer » dorthin verboten. Noch sei nachträglich beigelegt, daß Veits Charakteristik des Weihbischofs Heimes von Mainz, des Verfassers der Emser Punktationen, wohl zu günstig ausgefallen ist.

Generalvikar erließ gewöhnlich seine Dekrete ohne Wissen und Mitwirkung der Kurie; « man war an seinen Sultanismus gewöhnt ». Vicari erwies sich als Verteidiger der alten kirchlichen Glaubensübungen, Benediktionen, Prozessionen. Aber in manchen Stücken zwang der Reformator der Kurie seinen Willen auf, z. B. betreffend Abschaffung von Feier- und Fasttagen, Dispensen von feierlichen Gelübden und Ehehindernissen. In den staatskirchlichen Forderungen über Plazet, Prüfung und Wahl der Geistlichen, Aufsicht der Regierung fügte sich das Ordinariat dem badischen « Konstitutionsedikt in Kirchen- und Schulsachen »; indessen wehrte es sich doch wieder gegen einzelne allzu gewalttätige Eingriffe ins Kirchenregiment.

Der feierliche Protest gegen die Abtrennung der Schweiz vom Bistum Konstanz 1815 und gegen die Nichtbestätigung Wessenbergs als Bistumsverweser, 1817, sowie die Appellation « vom schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst » ging vom ganzen Domkapitel aus. Auch Vicari betrachtete die Verwerfung der Wahl des « Bistumsverwesers » (nicht Kapitelsvikar sollte er sein) als unbefugt und stellte sich auf die Seite der Regierung gegen den Heiligen Stuhl. Auch nahm er seine Vollmachten vom ungültig Erwählten. Es war dies seine kritische Zeit. Indessen wußte man höhern Orts, daß er sich in einer Zwangslage befand, und Rom entzog ihm sein Vertrauen nicht.

So wurde denn Vicari nach Errichtung des Erzbistums Freiburg ins dortige Domkapitel berufen, zum ersten Generalvikar und 1830 zum Domdekan ernannt. Seit 1832 hatte er als Weihbischof fast die ganze Verwaltung des großen Sprengels unter sich. In dieser Stellung, wie als Mitglied der ersten Kammer, forderte er energisch für die Kirche Freiheit in Ausübung ihrer Rechte. Obwohl er deshalb der Regierung wenig genehm war und 1835 als Erzbischof zurückgewiesen worden, wurde er dennoch 1843 auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben. Nun nahm er als Siebenzigjähriger den Kampf gegen die unwürdige Bevormundung der Kirche durch den Staat auf und konnte nach 25-jährigem, zähen Ringen die drückendsten Fesseln brechen. Als der 95-jährige Kirchenfürst 1868 starb, mußte ihm Freund und Gegner Bewunderung zollen.

Der körperlich kleine und schwächliche Mann mit dem gütigen, klugen Auge und dem kindlich heitern, tiefgläubigen Sinn zeigte eine erhabene Charakterfestigkeit, eine staunenswerte Geschäftsgewandtheit und eine nie erlahmende Pflichttreue und Arbeitskraft. Und damit verband er eine nie versiegende Mildtätigkeit und die lebenswürdigste Einfachheit und Bescheidenheit. Wenn er auch in seiner Konstanzer Zeit die Irrwege Wessenbergs nicht genugsam erkannt und mehrfach unkorrekt gehandelt, so hat er später durch sein mutvolles Einstehen frühere Irrungen gutgemacht, und als kirchlicher Führer und Bahnbrecher dem eingeschüchterten Klerus und Laientum die Wege gewiesen.

Rückblickend möchten wir mit Dr. Gröber sagen: Das Hauptverdienst der Aufklärungsperiode ist negativer Art und liegt darin, daß sie die Gedanken des Staats- und Deutschkirchentums und der religiösen Toleranz ins Extreme entwickelt und damit ad absurdum geführt hat.

P. Fridolin Segmüller, O. S. B.

Ein Dekret zum Schutze der kirchlichen Altertümer im Tessin.

Allzulange galt der Kanton *Tessin* für die Sammler und Händler als freies Jagdrevier. Mit ihm teilte auch das *Wallis* diesen Ruf, und bemühen-derweise mußten wir neustens von einem alten Trödler hören, die meisten kirchlichen Altertümer kämen aus *Graubünden* in den Handel. Obwohl die elfte Stunde schon geschlagen, wird hoffentlich diese Art von Markt noch vor 12 Uhr endgültig ebenfalls der Vergangenheit angehören. Erfreut und von neuem Mute beseelt, möchten wir hiemit die Freunde des historischen und künstlerischen Heimatschutzes mit jenem begrüßenswerten Erlaß bekannt machen, den die bischöfliche Kurie von Lugano am 30. September 1928 in ihrem amtlichen Organ, im « *Monitore Ecclesiastico della Amministrazione Apostolica Ticinese* », veröffentlicht hat. (Anno XII, N. 9, pag. 171.)

Es wird einleitend mit beredten Worten dargetan, wie unwürdig ein solcher Handel sei, der kirchliche und religiöse Gegenstände vielfach an Neuheiden und Juden ausliefere und zum Gegenstand von Angebot und Nachfrage mache. Vielmal kommen auf diesem Wege die verschleuderten Stücke in private Raritätensammlungen, wo einstige Kultgegenstände und kirchliche Schmucksachen unmittelbar neben heidnischen oder obszönen Antiquitäten einen unwürdigen Platz angewiesen erhalten. Was würden die toten Stifter denken und sagen, wenn sie die Schicksale ihrer mit so viel Glaube, Liebe und Opfersinn geschenkten Dinge sehen könnten? Klassisch fein ist dies Argument in die Worte gefaßt: « *Poveri nostri morti, se potessero sorgere dai loro sepolcri e vedere lo scempio delle cose più belle, che essi donarono alla chiesa con tanta fede, amore e sacrificio!* »

Gleichzeitig werden brauchbare Winke erteilt, wie schadhaft oder überflüssig gewordene Dinge entweder erneuert oder an andere Kirchen gleichen Stiles abgetreten werden können und sollen. Schon § 906 der Diözesanstatuten enthält die kluge Vorschrift, daß kirchliche Gewänder, die unbrauchbar geworden, aber irgendwelchen Kunst- und Altertumswert besitzen, zu erhalten, im andern Falle jedoch zu verbrennen seien. Bezugnehmend auf § 2347 des Codex juris canonici *verbietet* die bischöfliche Diözesanverwaltung *jeden Verkauf* von kirchlichen Gegenständen und macht nur eine Ausnahme zu Gunsten *anderer Kirchen* und auch dies nur nach Einholung einer kurialen Erlaubnis und mit Zustimmung des örtlichen Kirchenrates. Zuwiderhandelnde geistliche Vorsteher von Gotteshäusern werden mit *Suspension* und andern Strafen bedroht und Verkäufe ohne vorausgegangene Ermächtigung als *ungültig* erklärt. Im bischöflichen Amtsblatt soll dagegen eine Rubrik eröffnet werden zur Bekanntmachung von Gegenständen, die behufs Tausch oder Verkauf für andere Kirchen zur Verfügung stehen. In der Tat wird ein solches Verzeichnis dem Erlaß gleich beigefügt. Das Dekret selber verdient, vollinhaltlich im italienischen Wortlaut, zur Orientierung für weitere Kreise hier wiedergegeben zu werden.

Atti diocesani circa la vendita di oggetti sacri.

1° *E' severamente proibito in tutta la diocesi la vendita di oggetti sacri di qualunque genere.*

2° *Facciamo eccezione unicamente per la vendita ad altre chiese, previa la nostra autorizzazione (eventualmente della S. Sede), e previo accordo col Consiglio parrocchiale.*

3° *I parroci o rettori di chiese che infrangeranno questo divieto saranno passibili delle pene canoniche fino alla sospensione a divinis oltre le pene da incorrersi ipso facto.*

4° *Se si tratta di laici dovranno rispondere di questo reato davanti l'autorità penale e il foro civile statale.*

5° *La vendita di oggetti sacri, non autorizzata da questa Curia, sarà da considerarsi come nulla e non avvenuta, e gli oggetti indebitamente venduti e comprati da restituirsi al legittimo proprietario.*

6° *Sarà aperta nel « Monitore ecclesiastico » una rubrica di quegli oggetti sacri che sono disponibili per essere ceduti o venduti ad altre chiese.*

Lugano, 30 Settembre 1928.

Per mandato di Sua Eccellenza Monsignor Vescovo,
NOSEDA, Vic. Gen.

Die Apostolische Administration des Kantons Tessin verdient alle Anerkennung für dieses treffliche und tapfere Dekret. Möge es überall die gebührende Beachtung finden und namentlich in jenen Kreisen befolgt werden, für die es in erster Linie erlassen wurde.

Eduard Wymann.

